



Dietrich Papenfuß, geb. 1936, studierte an der Technischen Universität seiner Heimatstadt Berlin von 1955 bis 1961 das Fach Chemie. Drei Jahre nach dem Abschluß als Diplom-Ingenieur promovierte er am Institut für Metallhüttenkunde der TU Berlin. Anschließend ging er im Frühjahr 1964 für zwei Jahre nach Kanada zur Durchführung von Forschungsarbeiten an das Canadian Department of Energy, Mines and Resources, eine eher ministeriale als universitäre Einrichtung. Nach einer 8-monatigen Studienreise durch Asien kehrte er nach Deutschland zurück und übernahm im März 1967 die Leitung der Abteilung für Nachkontakte der Alexander von Humboldt-Stiftung in Bonn, eine Position, die er bis zu seiner Pensionierung Ende des Jahres 1999 innehatte; seit 1988 war er zudem auch stellvertretender Generalsekretär der Stiftung. Nach 32-jähriger Tätigkeit bei der Humboldt-Stiftung verbringt er den Ruhestand zeitweise in Bonn und in seiner Heimatstadt Berlin.

Das Gespräch mit Herrn Dr. Papenfuß war das erste mit einem nicht mehr aktiven, ehemaligen leitenden Mitarbeiter der Stiftung während des zweitägigen Aufenthaltes in Bad Godesberg. Vielleicht schien hier deshalb der Stolz auf die geleistete Arbeit und die Freude, trotz der vor einigen Jahren erfolgten Pensionierung noch nicht vergessen zu sein, besonders deutlich zu sein. Das Wissen über die eigene Rolle im Leben der Stiftung ging und geht einher mit der Bescheidenheit eines Mannes, der weiß, dass die in den mehr als drei Jahrzehnten erreichten Ergebnisse nur in Teamarbeit erreicht werden konnten. Vielleicht ist der im Gespräch entstandene Eindruck, dass Herr Dr. Papenfuß seine frühere Arbeit eigentlich sofort nahezu nahtlos fortsetzen könnte – und sicherlich auch gern fortsetzen würde – nicht in geringem Maße auf diese Tatsache zurückzuführen.

HN: Herr Papenfuß, als langjähriger Leiter der Abteilung Nachkontakte standen Sie mit vielen Humboldtianern in Verbindung und sind so eine der bekanntesten Persönlichkeiten der Alexander von Humboldt-Stiftung. Was hat Sie als promovierten Chemiker eigentlich veranlasst, die Forscherlaufbahn zugunsten einer administrativen Tätigkeit aufzugeben?

DP: Im Jahre 1967 kam ich von einem zweijährigen Postdoc-Aufenthalt aus Kanada zurück und hatte die Idee für ein oder zwei Jahre nicht im Labor zu arbeiten, sondern etwas anderes zu machen, etwa im Wissenschaftsmanagement oder in einem ähnlichen Bereich tätig zu sein. In dieser Zeit fiel mir die Anzeige der Alexander von Humboldt-Stiftung in die Hand, die einen Naturwissenschaftler suchte. Gleichzeitig bot die Deutsche Forschungsgemeinschaft eine Stelle für einen Chemiker an. Bei beiden Institutionen bewarb ich mich. Die Humboldt-Stiftung war in ihrer Entscheidung schneller und so begann ich meine Tätigkeit bei der Stiftung. Ich hatte das große Glück, die Leitung der Abteilung Nachkontakte zu übernehmen, die damals allerdings noch im Aufbau begriffen und klein war.

Erst damals erfuhr ich, dass die Humboldt-Stiftung Postdoc-Stipendien verlieh. Da ich aus eigener Erfahrung wusste, wie wichtig ein Forschungsaufenthalt im Ausland für einen jungen Wissenschaftler ist, war ich gleich begeistert bei der Sache. Aus den ein bis zwei Jahren entwickelte sich dann doch eine längere Tätigkeit. Ich sah immer mehr, dass ich hier etwas Sinnvolles tun konnte, Nützliches für andere und gleichzeitig etwas Befriedigendes für mich. Diese Tatsache machte es mir nicht allzu schwer, meine eigenen wissenschaftlichen Ambitionen hinten anzustellen. Zur Stiftung kamen die interessantesten jungen Leute aus

vielen Ländern und allen Wissensbereichen. Der Kontakt mit ihnen war derart interessant und teilweise aufregend, dass die Entscheidung länger zu bleiben, leicht und schnell fiel.

HN: Durch Ihre Arbeit haben Sie die Stipendiaten ja eigentlich erst bei der Wiederaufnahme der Kontakte kennen gelernt.

DP: Im Prinzip ist das richtig, doch die jüngeren Jahrgänge der Stipendiaten, die zum ersten Mal nach Deutschland kamen, lernte ich trotzdem recht gut kennen und zwar bei den Tagungen der Stiftung in Deutschland für die neu angereisten Stipendiaten und an deren Arbeitsplätzen bei meinen Hochschulbesuchen in Deutschland.

Aber zur damaligen Zeit, gegen Ende der 60er Jahre, war es eine große Aufgabe, ehemalige Stipendiaten zu finden, die in den Jahren von 1925 bis 1945 von der zu jener Zeit in Berlin ansässigen Stiftung gefördert worden waren. Mit ihnen sollte der Kontakt wieder aufgenommen werden, um sie zu einem Informationsbesuch nach Deutschland einzuladen und sie als Botschafter der Stiftung bei der Ausweitung ihrer Tätigkeit einzusetzen. Sie konnten ihre Kontakte zu deutschen Wissenschaftlern und ihre Erfahrungen an ihre Schüler und Kollegen weitergeben. Der Hinweis "Schaut einmal, da gibt es wieder eine Humboldt-Stiftung. Von der bin ich auch einmal gefördert worden, das war für meine wissenschaftliche Karriere sehr hilfreich." trug selbstverständlich dazu bei, die Ziele und Aufgaben der Alexander von Humboldt-Stiftung einem möglichst breiten ausländischen Publikum bekannt zu machen. In der Aufbauphase der Stiftung war dies schon ein wichtiger Punkt.

HN: Auf wie viele frühere Kontakte konnten Sie bei dieser Arbeit zurückgreifen?

DP: Im Jahr 1967, als ich die Stelle angetreten hatte, verfügten wir über 2500 Adressen von ehemaligen Stipendiaten. Darunter befanden sich etwa 150 Adressen von Wissenschaftlern, die in den Jahren 1925 –1945 gefördert worden waren. Die Gesamtzahl der Stipendiaten hat sich dann im Laufe meiner über 30-jährigen Tätigkeit in der Stiftung praktisch verzehnfacht, sodass heute das Netzwerk der weltweiten "Humboldt-Familie" aus mehr als 25.000 Wissenschaftlern besteht.

HN: Gestatten Sie bitte eine Zwischenfrage. Wie viel der kontaktierten 2500 Wissenschaftler haben auf Ihr Schreiben reagiert?

DP: Wir hatten sehr viele Antworten erhalten und dadurch in relativ kurzer Zeit über 300 aktuelle Adressen ehemaliger Stipendiaten der Berliner Humboldt-Stiftung. Es war natürlich in etlichen Fällen sehr mühselig, Namen herauszufinden und festzustellen, wo sich die betreffenden Personen aufhielten oder über wen man den Kontakt zu ihnen aufnehmen könne. Die Unterlagen der Stiftung aus den Berliner Jahren sind in den Kriegsjahren verloren gegangen, so dass wir uns oft nur von Hinweisen tragen lassen konnten.

Diese Personen wurden gezielt angeschrieben, die Kontakte zu ihnen wurden wieder hergestellt. Sofern sich darüber hinaus herausstellte, dass sie inzwischen in wichtigen Positionen waren, Rektoren, Institutsdirektoren oder Leiter von großen Forschungsprojekten, wurden sie im Rahmen unserer Aktivitäten zu einem Informationsaufenthalt nach Deutschland eingeladen. Viele dieser Wissenschaftler habe ich damals auf diese Art kennen gelernt. Es wurden detaillierte Programme für die Besuche dieser Personen ausgearbeitet – Programme etwa für Chemiker, Physiker, Mediziner, usw. - bei den entsprechenden Forschungseinrichtungen in Deutschland. Auch ein Besuch bei der Stiftung in Bonn war immer mit eingeplant.

HN: In der Zeit, über die wir bisher gesprochen haben, ging es ja für die deutsche Wissenschaft um die erneute Integration in die weltweiten Aktivitäten der Wissenschaft. Aus Ihren Worten ist zu entnehmen, dass ein großer Teil der ausländischen Wissenschaftler damit keine Probleme hatte. Es mussten keine Barrieren abgebaut werden, man nahm zur Kenntnis: die deutsche Wissenschaft ist wieder da.

DP: Natürlich gab es anfangs Defizite. Die Ausstattung der deutschen Forschungseinrichtungen war mit den amerikanischen nicht zu vergleichen und insofern ging es erst langsam vorwärts. Aus Amerika kamen in den ersten Jahren fast ausschließlich Geisteswissenschaftler, die hier Quellenstudien betreiben oder sich mit der deutschen Geschichte auseinandersetzen wollten. Erst später, in den 70er Jahren kamen dann auch wieder Naturwissenschaftler, weil zu dieser Zeit die deutsche Naturwissenschaft wieder den Anschluss an das internationale Niveau erreicht hatte.

HN: Wir möchten zu einem anderen Thema kommen. Zu Beginn des Gesprächs konnten wir Ihnen die Nr. 22 der HUMBOLDT NACHRICHTEN als Zeitschrift des Humboldt-Vereins Ungarn überreichen, die sich – zufällig – mit Fragen der Geschichte Ihres Fachgebietes, der Chemie, beschäftigt. Entstehung und Bestehen der Zeitschrift ist nicht zuletzt Ihrer Unterstützung zu verdanken, die Sie diesem Projekt über Jahre hinweg zukommen ließen. Welche Rolle würden Sie den HUMBOLDT NACHRICHTEN im Rahmen der Alexander von Humboldt-Stiftung beimessen?

DP: Die Stiftung hat der Gründung von Klubs oder Humboldt-Vereinen in den verschiedenen Ländern stets große Aufmerksamkeit geschenkt. Dadurch können sich die Humboldtianer in einem Land untereinander besser kennen lernen und sich bei ihrer Arbeit auch besser unterstützen. Wir haben dann selbstverständlich begrüßt, wenn diese Klubs oder Vereine mit Publikationen an die Öffentlichkeit traten. Dabei war Ungarn in vieler Hinsicht wegweisend und vorbildlich, vor allem was die inhaltliche Qualität und die Aufmachung der HUMBOLDT NACHRICHTEN betrifft. Andere Humboldt-Klubs haben andere Wege gewählt. So hat der polnische Verband in der Regel nur Vorträge veröffentlicht, die auf ihren Tagungen gehalten wurden, ergänzt durch einen Teil mit Nachrichten aus dem Leben des Verbandes und seiner Mitglieder.

Die HUMBOLDT NACHRICHTEN als Organ des Humboldt-Vereins Ungarn haben einen besonderen Charakter, weil sie die deutsch-ungarischen Beziehungen auf dem Gebiet der Wissenschaft in vielfältiger Weise dokumentieren. Das ist in der Vergangenheit sehr gut gelungen. Darüber hinaus trägt die Zeitschrift natürlich zur Bekanntmachung der Programme und Aktivitäten der Humboldt-Stiftung und des Humboldt-Vereins Ungarn bei.

HN: In diesem Zusammenhang eine Frage oder besser: eine Idee, die sicher auf an anderer Stelle noch besprochen werden müsste. Die voranschreitende Internationalisierung der wissenschaftlichen Tätigkeiten erfordert einen immer intensiveren Gedankenaustausch der beteiligten Forscher. Könnten Sie sich eine Initiative vorstellen, in der eine Zeitschrift wie die HUMBOLDT NACHRICHTEN europaweit wirksam wird?

DP: Die Neukonzipierung der früheren HUMBOLDT MITTEILUNGEN der Stiftung, die jetzt unter dem Namen "Kosmos" erscheinen, geht in eine ähnliche Richtung. Ob sich daraus eine europäische Zeitschrift entwickelt, wage ich zu bezweifeln. Sie wird mit Sicherheit auf

Deutschland orientiert bleiben und soll Nachrichten aus Deutschland in die Welt, besonders in die große Humboldt-Familie hinaustragen.

Will man jetzt die HUMBOLDT NACHRICHTEN nicht nur als Zeitschrift des ungarischen Humboldt-Vereins verstehen, sondern als europäische Zeitschrift, dann würde dies natürlich die Mitarbeit von Vertretern anderer Humboldt-Klubs oder Humboldt-Vereine erfordern. Der Redaktionsbeirat müsste viel Arbeit leisten, um den europäischen Aspekt deutlich zu betonen. Und dazu wäre die Bereitschaft des z.B. italienischen, polnischen, rumänischen – jedenfalls von mehreren anderen – Humboldt-Klubs notwendig, hier tatkräftig mitzuwirken. Das ist die eine Seite.

Zum anderen ist die Situation auf dem Markt für Print-Medien doch so, dass es nicht einfach sein dürfte, eine neue Zeitschrift zu platzieren. Die entsprechenden Arbeiten würden mit ziemlicher Sicherheit die Kräfte und Mittel von nationalen Humboldt-Klubs übersteigen; man müsste sich dann schon an einen etablierten Verlag wenden, der bereit wäre dies Projekt zu unterstützen. Einen solchen Verlag zu finden ist sicher nicht ganz einfach.

HN: Wir möchten noch einmal zurückkommen zu Ihrer Person. Nach all den Jahren intensiver Kontakte mit Humboldtianern dürfte es ziemlich ruhig in Ihrem Leben geworden sein. Wie leben Sie jetzt, wie verbringen Sie als Pensionist Ihre Tage?

DP: Die Stiftung ist zweifellos stark zurück getreten in meinem tagtäglichen Leben. Ich genieße es, mehr Zeit zu für die Familie, Pflege alter Freundschaften, Gartenarbeit, Museen- und Konzert-Besuche, zum Lesen und vieles andere mehr zu haben. Aber ich führe auch noch eine rege Korrespondenz mit vielen Stipendiaten, insofern ist die Verbindung nicht abgerissen. Gerade am vergangenen Wochenende meldete sich ein slowakischer Humboldt-Stipendiat, ein Physiker, der zur Zeit auch Vizepräsident der Slowakischen Akademie der Wissenschaften ist. Er war vom DAAD eingeladen und wollte mich gern sehen. So haben wir ein sehr nettes Wochenende miteinander verbracht. Ein Kreis koreanischer Humboldt-Stipendiaten hatte mich gemeinsam mit Heinrich Pfeiffer im Herbst letzten Jahres nach Korea eingeladen, was wir beide sehr genossen haben. Zuletzt habe ich an einem Buch mitgearbeitet, das Beiträge einer Tagung enthält, die wir anlässlich des 100. Geburtstages von Werner Heisenberg – dem langjährigen ersten Präsidenten der Stiftung – im Jahr 2001 veranstaltet hatten. Mit dieser Arbeit sind wir gerade fertig geworden. Es bestehen also weiterhin vielfältige Verbindungen zur Stiftung und zu Stipendiaten. Schließlich habe ich über 36 Jahre die nunmehr 50-jährige Tätigkeit der Humboldt-Stiftung in Bonn mitbegleitet und mitgestaltet.